

Kritik

Peter Iden, Frankfurter Rundschau 1984

Aus spitzem Winkel, ins Leere

Schillers Räuber, inszeniert von Thomas Reichert

Wenn der Räuber Karl Moor in dieser Aufführung zurückkehrt auf das väterliche Schloß und in der Ahnengalerie seine Amalia wieder sieht, ohne daß sie ihn erkennt, gehen die beiden auf der Vorderbühne von links und von rechts langsam aufeinander zu, sie reden von den Gesichtern der Menschen in den alten Bildern und meinen, umgeben von Familiengeschichte, ihr eigenes Schicksal - man sieht freilich die Gemälde nicht, der Ort wird nur aus den Wörtern beschworen, es ist alles in den Köpfen der beiden, im Kopf Amalias auch der Gedanke, der sie abhält, den Mann zu erkennen, sehr nahe führt die Szene an diesen Augenblick heran, aber dagegen steht doch, sie weiß es: „Es reift keine Seligkeit unter dem Monde“.

Dieses Bild einer Begegnung, die sich nicht erfüllt, ist das gespannteste des Abends. Der kräftige Walter Kreye spielt die Szene mit Sabine Wegner (die am selben Frankfurter Theater derzeit die Eve in Kleists „Zerbrochenem Krug“ gibt), das ist eine Schauspielerin mit der Begabung für die Darstellung traumgeleiteter Mädchen, zugleich sehr schwankend in der Wirkung, weil die monotone Erstarrung, in die sie manchmal fällt, nicht immer ein Stilmittel ist, sondern oft nichts anderes anzeigt als eben nur Ausdruckslosigkeit. Ihr Partner teilt dem Karl hier einmal sicheren Umriß und festen Stand mit, vorher hatte die Dynamik seiner Texte mitunter heftig an ihm gezerrt, ihn schier zerrissen; so auch später wieder. Wenn dieser Karl Amalia getötet hat, „Amalia für die Bande“, zwingt ihn die Tat auch selbst zu Boden, er wälzt sich, kriecht nach hinten weg.

Konzentration und Fahrigkeit sind immer dicht beieinander in Thomas Reicherts Inszenierung. Sie ist sehr ungleichmäßig, eine Form für Schiller, wie sie Heyme in Stuttgart für „Die Braut von Messina“ und, anders, Wendt in Hamburg für „Die Räuber“ gefunden hatten, gelingt ihr nicht. Ein zerstörerisches Reißen und Zerren und Pressen, eine deutliche Gewalttätigkeit der Interpretation, ist von Anfang an in der Aufführung. Im Hause des alten Moor hängt sich Franz (Thomas Anzenhofer) kopfunter aus einer halb hohen seitlichen Öffnung, sein Helfershelfer Hermann (Helmfried von Lüttichau) reitet auf ihm, der Graf von Moor (Wilfried Elste, ein junger Alter, der sich schwer tut, die Figur präsent zu halten), tätschelt den geduckten Sohn, der sich doch gerade dem Vater unterwirft, nicht der Vater sich ihm, am Hals wie ein Hund. Bei all diesen willkürlichen Figurationen - deren Originalität nur eine scheinbare ist, in Wahrheit sind die Mittel konventionell - bleiben die Texte merkwürdig abgesetzt von den Personen. Sie scheinen oft wie den Menschen nicht zugehörig. Dieser Eindruck resultiert auch aus einem hohen, hektischen Sprechtempo mit wenig einsichtigen Gliederungen. Es fehlt an Bindung und Begründung des Gesprochenen durch die Sprechenden.

Das bezeichnet die Unsicherheit der Regie. Sie kommt mit den Auftritten der Räuber, also mit der Welt Karls, besser zurecht als mit den Szenen der Intrige des Franz. Die späteren Räuber sehen wir zuerst an einer schräggestellten Schulbank sitzen, diese gedrängte Ordnung, das ist gut erfaßt, läßt sich nicht halten, die Bewegungen der Männer greifen immer weiter aus in den Raum. Unter den Darstellern der Bande verschafft besonders der füllige Thomas Thieme (als Schweizer) sich Geltung; auch Martin Wuttke (als Roller). Das Ensemble ist sehr jung, viele Anfänger dabei, das merkt man, wenn der erfahrene Edgar M. Boehlke, ganz in Weiß, als Pater scheint, spürt man den Abstand. Das Finale im Schloß, das Sterben von Franz, dem Vater und Amalia, zerfällt. Zu sehr will die Inszenierung auf der aus lauter schiefen Winkeln (eine Expressionismus-Anspielung?) komponierten Bühne von Stefan Mayer auch selber den schiefen, will sagen: den aparten Blickwinkel auf die einzelnen Konstellationen des Stücks. Daraus bildet sich aber noch keine Interpretation. Tatsächlich ist schwer herauszufinden, was Reichert mitteilen will. Seine Bearbeitung stellt das Gespräch Spiegelbergs (André Jung, der als Sprecher ungenau und oft unverständlich ist)

mit Karl vor die erste Szene zwischen Franz und dem Alten im Schloß. Wir sollen also nachher den Franz im Licht des Karl sehen, nicht, wie Schiller es sich dachte, den Karl zuerst in der verleumderischen Beschreibung, die Franz von ihm gibt. Worauf will das hinaus? Die Besetzung der Rolle von Franz mit Thomas Anzenhofer, der im Temperament von Walter Kreye, dem Karl, nicht weit entfernt ist, könnte auf die Absicht hinweisen, das Gemeinsame der beiden Männer zu betonen, das heißt: eine ihnen gemeinsame Vorstellung von der Welt (die nur unterschiedliche Auswirkungen hätte) hervorzuheben. Aber welche? Der Gedanke ist nicht erkennbar durchgeführt. Anzenhofer, in seiner ersten Rolle auf einer großen Bühne, überhitzt sich auch zu sehr, ist oft laienhaft, Dampf allein schafft noch keine Figur, und Erregung wird nicht schon dadurch glaubhaft, daß einer sich hin und wieder selber an die Wand knallt. (Ein Spieltalent ist allerdings dennoch zu ahnen.)

Die Aufführung zeigt viel Lust an Bewegung, an szenischem Auftrieb; aber sie gewinnt gegenüber ihrer Vorlage mit Ausnahme weniger Auftritte wie dem eingangs beschriebenen von Karl und Amalia noch keinen eigenen Standpunkt. Das Publikum hat dem Regisseur am Ende der Premiere Mißfallen bekundet, so deutlich wie in diesem Theater lange nicht. Es mag sein, daß die gelegentlich ja leicht betulichen Regiearbeiten etwa Adolf Dresens den Geschmack der Frankfurter Zuschauer an experimentelleren Angängen schon verdorben haben. Richtig ist, daß Reicherts Aufführung ihren Betrachtern Geduld abverlangt: Man muß bereit sein, sich mit dem Theater auf eine etwas planlose Suche einzulassen, die an dem Stück einige Reizpunkte findet, ohne diese aber zu mehr entfalten zu können. Anschaulich wird die Mühe mit Schiller. Ein schmales Ergebnis. Jedoch für den, der an Theater auch als an einem Prozeß Interesse nimmt: ein Ergebnis immerhin.